
In Äthiopien unser Schicksal erkennen - Gespräch über die Lage Äthopiens und die Bedeutung internationaler Hilfeleistungen mit Karlheinz Böhm*

Karlheinz Böhm, geb. 1928 in Darmstadt, Schauspieler, Bühnen- und Filmtätigkeit, Gründer der humanitären Stiftung „Menschen für Menschen“ (für notleidende Menschen in der Sahel-Zone/Afrika) mit Sitz in München und Addis Abeba, Äthiopien.

Frage: Seit ihrer Gründung im Jahre 1981 leistet die Stiftung „Menschen für Menschen“ Entwicklungshilfe in Äthiopien. Was hat Sie dazu bewogen, sich in Äthiopien zu engagieren?

Antwort: Entwicklungshilfe ist für mich ein Reizwort, weil sich dahinter meist die Vorstellung einer Hilfeleistung verbirgt, die an bestimmte Bedingungen geknüpft, an gewisse wirtschaftspolitische oder gesellschaftliche Voraussetzungen eines Landes gebunden ist. Das halte ich für grundsätzlich falsch. Ich bin nicht aus politischen Motiven nach Äthiopien gekommen. Als ich die Aktion „Menschen für Menschen“ ins Leben rief, wußte ich nur, daß ich in Afrika, in der Sahel-Zone, Hilfe leisten wollte. Ich habe mich also kundig gemacht, welches die ärmsten Länder in dieser Region sind. Es waren der Tschad, der

* Das Gespräch führte Ingeborg Wahle-Homann am 22. Dezember 1987 in Addis Abeba (Äthiopien).

Sudan und Äthiopien. Es war schließlich Zufall, daß ich in Äthiopien gelandet bin. Ich verfügte damals über Spendengelder und Nichtwissen. Allerdings habe ich mich nie als Europäer gefühlt, der, mit viel Geld in der Tasche, den Leuten hier einmal richtig zeigen wollte, wie der Laden zu laufen habe. Ich wußte viel zu wenig über die Menschen, die hier leben, nichts über deren Kultur, nichts über die historische Entwicklung Äthiopiens und noch weniger über die sozialistische Revolution im Jahr 1974 und ihre Hintergründe. Ich kam ja 1981 in ein Land, das sich im Frühstadium einer der historisch vielleicht eindeutigsten Revolutionen befand, die es in der Menschheitsgeschichte gegeben hat.

Mir wurde schnell klar, daß ich umlernen und dazulernen mußte. Ich ging daran, mich mit den Menschen zusammenzusetzen und zu versuchen, sie allmählich zu begreifen. Nach inzwischen 6 1/2 Jahren wird mir immer mehr bewußt, wie wenig man eigentlich als Europäer über dieses alte Kulturvolk weiß. Dieser Lernprozeß spiegelt sich auch in den drei Projekten von „Menschen für Menschen“ wider. Ich verbringe jedes Jahr etwa sechs bis sieben Monate in diesem Land und habe sowohl mit Behörden als auch mit Menschen aus allen sozialen Schichten zu tun. Diese Erfahrungen bestärken meine Entscheidung, hierher zu gehen. Wenn man diese Arbeit ernst nimmt, muß man sich in den Entwicklungsprozeß eines Landes einschalten und versuchen, mit den Menschen das weiterzuentwickeln, was ihrer eigenen Zivilisation und Kultur entspricht.

Natürlich gibt es angesichts der Komplexität der Probleme manche Schwierigkeiten. Dennoch lehne ich es prinzipiell ab, Kritik an der Administration und der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Führung des Landes außerhalb Äthiopiens zu üben. Ich gebe meine kritischen Bemerkungen vielmehr an die entsprechenden Stellen hier im Lande weiter. Man hat meine Kritik jederzeit akzeptiert. Diese Art der Kritik bewirkt nach meiner Erfahrung mehr als manches Mediengeschrei gegen die heutige äthiopische Regierung. Dabei hat mein Verhalten mit Anpassung oder Opportunismus nichts zu tun. Nur glaube ich, daß ich es mir nicht leisten kann, mich leichtfertig durch Provokationen aus diesem Land selbst hinauszukatapultieren. Mir geht es darum, den Menschen langfristig zu helfen, und das werde ich auch in Zukunft tun.

Ähnlich wie 1984/85 steht Äthiopien heute wieder vor einer Hunger- und Dürrekatastrophe mit vermutlich rund 8 Millionen Betroffenen. Anders als damals ist diesmal recht früh ein Hilferuf nach Nahrungsmitteln und Nothilfe an die Weltöffentlichkeit ergangen. Könnten Sie etwas über die Ursachen der Hunger- und Dürrekatastrophen sagen, die seit jeher insbesondere die nördlichen und östlichen Provinzen Eritrea, Tigre und Wollo betreffen?

Bereits 1973, ein Jahr vor der Revolution, hat es hier eine Hungerkatastrophe gegeben, von der die Welt kaum etwas erfuhr. Ausmaß und Zahl der Opfer sind bis heute nicht bekannt. Sie sind damals verschwiegen worden: Unter dem Kaiser durfte es eben kein Elend geben. Daß die Menschen dennoch

gehungert haben, hat letztlich auch in der Armee, die ebenfalls hungerte, zu einer Revolution geführt. 1978 gab es eine weitere Hungersnot. Allerdings wurde auch sie von der Öffentlichkeit nicht so sehr registriert, weil sie vom Krieg zwischen Somalia und Äthiopien überschattet war. Die dritte Hungerkatastrophe trat 1984/85 ein. Es ist fast schon in Vergessenheit geraten, daß der damalige Leiter der äthiopischen Hilfsorganisation (RRC), Dawitt Wolde Giorgis, im Februar 1984 vor der UNO auf die voraussehbare Hungersnot in Äthiopien hingewiesen hat. Obwohl er seinen Appell an die Weltöffentlichkeit mehrmals wiederholt hatte, schien niemand davon Kenntnis zu nehmen. Wäre nicht im Juni zufällig von einem BBC-Team ein Film mit dem Namen „Feeds of Despair“ gedreht worden, und wäre dieser Film nicht zufällig im September und Oktober in die deutschen, französischen, englischen und auch amerikanischen Medien gelangt - ich bin nicht sicher, ob eine solche Welle der Hilfsbereitschaft auf der ganzen Welt ausgelöst worden wäre, wie es damals der Fall war. Die drei Hungerkatastrophen in einem Zeitraum von nur 10 Jahren waren keineswegs ausschließlich auf Kriege oder Fehler der Regierung zurückzuführen. Ein wesentlicher Grund war und ist vielmehr die ökologische Zerstörung, die in Äthiopien seit 1000, wenn nicht sogar 2000 Jahren im Gange ist. Sie hat bereits zu den „biblischen“ Plagen in dieser Region geführt, die sich bekanntlich alle 7 Jahre wiederholt haben. Hinzu kamen immer wieder Heuschreckenplagen, die ebenfalls „biblische“ Tradition haben. Diese ökologische Zerstörung hat viel mit dem Verhalten von Menschen zu tun. Die großen Kaiserreiche Äthiopiens - die Namen von Kulturstätten wie Axum, Lalibella, Gonder, Harar und schließlich Addis Abeba stehen dafür - wanderten im Verlauf der Geschichte vom Norden über den mittleren Teil Äthiopiens nach Osten. Über Jahrhunderte waren sie in einer bestimmten Gegend ansässig, aber sie zogen mit der ganzen Bevölkerung weiter, sobald durch Trockenperioden die Böden ausgelaugt waren und Ackerbau und Viehzucht nichts mehr abwarfen. Die vollständige ökologische Zerstörung dieser Gebiete war die Folge. Man muß dies als spezifisches äthiopisches Phänomen ansehen.

In Äthiopien hat es immerhin rund 2000 Jahre gedauert, die Ökologie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wir Europäer müssen uns vor Augen führen, daß uns dies in knappen 50 bis 70 Jahren gelungen ist. Die Daten und Fakten, die uns die Umweltschützer tagtäglich präsentieren, sollten uns Zurückhaltung auferlegen, aus dem Glashaus, in dem wir sitzen, mit Steinen auf andere zu werfen. Was ich sagen möchte ist: Wir haben nicht das Recht, den Äthiopiern die ökologische Zerstörung ihres Landes vorzuwerfen. Wir sollten sie als Faktum hinnehmen. Ich fände es gut, wenn es uns gelänge, auf der Grundlage unserer eigenen Erfahrungen dieses Jahrhunderts in Europa, uns mit den Menschen dieses Landes zusammenzusetzen und zu versuchen, aus den eigenen Fehlern wie denen der anderen gemeinsam etwas zu lernen. Dann wäre es meines Erachtens tatsächlich möglich, langfristige Verbesserungen zu bewirken, sei es durch ökologische Rehabilitationsprojekte hier oder durch drastische Einschränkungen in vielen Sektoren der Industrie bei uns in Europa oder dadurch, daß man Menschen hier rät, nicht dieselben Fehler zu

machen, wie wir sie bereits gemacht haben. Umgekehrt könnten uns auch die Leute hier sagen: Macht bestimmte Sachen nicht, die wir hier zu unserem Schaden gemacht haben. Es hilft niemandem, besserwisserisch oder arrogant aufzutreten und beispielsweise zu fordern, in Äthiopien kein Holz mehr zu schlagen, ohne die reale Situation überhaupt zu kennen und ohne daran zu denken, wovon die Leute in Gottes Namen leben sollen, die keine anderen Energiequellen zur Verfügung haben. Stattdessen sollte man daran gehen, Erfahrungen gegenseitig auszutauschen.

Die derzeitige Lage in Äthiopien ist dadurch gekennzeichnet, daß man, ungeachtet aller Anstrengungen, die vom hiesigen Landwirtschaftsministerium in gigantischem Ausmaße unternommen werden - zusammen mit vielen Hilfsorganisationen aus anderen Ländern, beispielsweise gemeinsam mit den staatlichen Hilfsorganisationen Schwedens und Italiens, mit der GTZ (Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit) und zusammen mit privaten Organisationen, zu denen auch „Menschen für Menschen“ zählt -, nicht damit rechnen kann, in diesem Land vor eineinhalb bis zwei Generationen, sprich: 35 bis 50 Jahren, entscheidende Umweltänderungen zu erreichen. Mit entscheidenden Veränderungen meine ich solche, die auf das Klima Einfluß nehmen und letztlich dazu führen, den Hunger zu beseitigen.

Gibt es Erfahrungen, die die äthiopische Regierung, aber auch staatliche und nichtstaatliche Hilfsorganisationen 1984/85 gewonnen haben, die bei der in diesem Jahr zu erwartenden Hungersnot genutzt werden können?

Die wichtigsten Konsequenzen, die man aus der Hunger- und Dürrekatastrophe damals gezogen hat, sind der diesmal erfolgte frühzeitige Hilferuf an die Weltöffentlichkeit sowie die Anlage von Getreidevorräten. Beides ist geschehen. Der Regierung lagen schon zu einem recht frühen Zeitpunkt Satellitenfotos und die Infrarotberichte der FAO (Food and Agricultural Organization) vor, mit deren Hilfe man das Ausmaß der kommenden Dürrekatastrophe mit großer Wahrscheinlichkeit abschätzen konnte. Deswegen wurde schon im Frühjahr vergangenen Jahres die Weltöffentlichkeit aufgerufen, Getreidelieferungen in Höhe von einer Million Tonnen Getreide zu leisten. Diese Hilfslieferungen sollen verhindern - und das ist eine weitere Lehre aus der Katastrophe von 1984/85 -, daß Hungerlager errichtet werden müssen. In diesen Lagern kamen Menschen zusammen, die ihre weit abseits liegenden und schwer erreichbaren Gehöfte, ihre Siedlungen und Dörfer in Wollo und anderen Provinzen verlassen hatten. An manchen Tagen gab es dort bis zu 150 Tote, manchmal sogar noch mehr, die an Schwäche, Hunger oder Seuchen gestorben sind. Jetzt soll das Getreide so verteilt werden, daß die Bauern es an bestimmten Verteilstellen in Empfang nehmen und wieder auf ihre Höfe zurückkehren. Ob es allerdings möglich ist, auf Dauer zu verhindern, daß sie nicht in Hungerlagern konzentriert werden, wird unter anderem davon abhängen, wieviel Hilfslieferungen aus aller Welt bereitgestellt werden und wie der Transport funktioniert.

Hunger und Dürre machen in Äthiopien nur einen, wenn auch großen Teil der Probleme des Landes aus. Äthiopien gilt noch immer als eines der ärmsten Länder der Welt. Es zählt zu den „am wenigsten entwickelten Ländern“ nach den Kriterien der UN-Vollversammlung und befindet sich noch immer in einem Bürgerkrieg. Ist es nicht verantwortungslos, daß die Regierung für militärische Zwecke ungefähr 50 Prozent des Staatshaushaltes ausgibt, statt diese Mittel für die Entwicklung des Landes freizusetzen?

Ich weiß nicht, ob diese Zahl stimmt. Bei diesem Thema wird viel spekuliert, ja es werden sogar Unwahrheiten ausgestreut. Die Zahlen müssen auf jeden Fall belegbar sein. Wenn man im übrigen auf der einen Seite behauptet, der Bürgerkrieg koste dem Land soundsoviel Geld, das die äthiopische Regierung besser für ihre verhungerten Bauern ausgeben könnte, sollte man dann nicht auch umgekehrt fragen, wer denn die Befreiungs- oder Rebellenfronten - wie auch immer - in Eritrea und Tigre bezahlt? Mit Steinschleudern schießen die bekanntlich nicht. Sie sind mit Panzern, Flugabwehrkanonen und Raketen ausgerüstet, und ich frage mich, woher diese Waffen kommen.

Sehen Sie Möglichkeiten für eine politische Lösung des Bürgerkrieges? Die äthiopische Regierung hat erste Schritte in Richtung Dezentralisierung unternommen, um den Konfliktregionen eine stärkere Autonomie zuzubilligen.

Der Bürgerkrieg ist ein Erbe, das das Regime, welches heute an der Macht ist, vorgefunden hat. Im Grunde fallen die Anfänge dieses Bürgerkriegs in die Amtszeit des Kaisers Menelik II. im letzten Jahrhundert - nach dem Einmarsch der Italiener in Eritrea. Zuvor hat es Konflikte dieser Art nie gegeben. Die Menschen haben friedlich miteinander oder nebeneinander gelebt. Erst durch die Europäer, die nach Äthiopien kamen, entwickelten sich Auseinandersetzungen, die zum Bürgerkrieg führten. Bei etwas genauerer Analyse der verschiedenen Umstände könnte man möglicherweise zu dem Ergebnis gelangen, daß es sich eher um einen von außen geschürten Prozeß als um einen tatsächlich äthiopisch-eritreischen Konflikt handelt.

Es gibt weitere Daten und Fakten, die die gegenwärtige schwierige Lage Äthiopiens erhellen: Äthiopien steht vor möglicherweise unlösbaren ökologischen Problemen. Durch Bodenerosion verringert sich der Anteil fruchtbaren Ackerlandes in Äthiopien alle 40 Jahre um ein Drittel. Der Baumbestand geht massiv zurück. Es gibt eine Studie, die besagt, daß bis zum Jahr 2000 kein einziger Baum mehr in Äthiopien steht, wenn die Entwicklung so weitergeht. Der Grundwasserspiegel sinkt - alles zusammengenommen bewirkt weitreichende klimatische Veränderungen. Gleichzeitig wächst die Bevölkerung jährlich um 2,8 Prozent. Voraussichtlich wird sich die Zahl von 43 Millionen Einwohnern bis zum Jahr 2000 verdoppelt haben und dies vor dem Hintergrund sich weiter verringernder Nahrungsreserven. Hinzu kommt: der Zuwachs an Arbeitsplätzen hält nicht mit dem Bevölkerungswachstum Schritt. In den größeren Städten, insbesondere in Addis Abeba, wird man mit zunehmender

Verstumung rechnen müssen. Ist in Ihren Augen Äthiopien ein Land ohne Hoffnung?

Wenn man sich diese Entwicklungen vor Augen führt, könnte man die Hoffnung verlieren. Ich möchte allerdings darauf hinweisen, daß auch die Umwelt-Experten in Europa dramatische Prognosen für den europäischen Kontinent wagen. Und doch bin ich nicht der Ansicht, daß wir uns in dieser Situation Hoffnungslosigkeit leisten können, weder hier noch in einem anderen Teil der Welt. Der Versuch, zum Guten hin zu verändern, ist die logische Aufgabe des Menschen, der helfen möchte, größeres Unheil zu verhindern und daran glaubt, daß sich etwas verändern läßt. Ich greife einmal ein Beispiel aus der Politik heraus: Wer hätte vor einiger Zeit denn zu hoffen gewagt, daß Herr Gorbatschow und Herr Reagan tatsächlich einmal an einem Tisch sitzen, um ganz konkret über Abrüstung zu sprechen. Wenn als Ergebnis dieses Gespräches auch nur ein paar dieser scheußlichen Mittelstreckenraketen vernichtet würden, wäre das jedenfalls ein Fortschritt. Es gibt im politisch-gesellschaftlichen Sektor also durchaus Veränderungen, die erstaunlich und unerwartet sind. Warum sollte dies in anderen Gebieten nicht auch möglich sein? Wenn man einmal zur Kenntnis nimmt, daß die äthiopische Regierung in den letzten Jahren ungefähr 15 Millionen Bäume gepflanzt hat, daß viele Millionen Kilometer Erdwälle und Erddämme gebaut, und daß in vielen Gebieten des Landes Terrassierungen angelegt wurden, wird man schnell zu dem Ergebnis kommen, daß doch etwas gegen die voraussehbaren Entwicklungen unternommen werden kann.

Gibt es Entwicklungen in Äthiopien, die Sie optimistisch stimmen? Welche Reformmaßnahmen erscheinen Ihnen für die Weiterentwicklung des Landes am wichtigsten?

Besonders hervorheben möchte ich die Alphabetisierungs- und die allgemeine Bildungskampagne. Ich würde sie als etwas nie zuvor Dagewesenes bezeichnen. In einer ganz kurzen Zeit von weniger als 13 Jahren - wobei davon noch einige Jahre von heftigen Revolutionsauseinandersetzungen geprägt waren -, konnte die Analphabetenquote in Äthiopien von damals 92 Prozent auf heute 48 Prozent gesenkt werden. Heute ist es eine selbstverständliche Pflicht, daß jedes äthiopische Kind in die Schule geht. Dies sind Errungenschaften, die selbst die größten Gegner dieses Landes nicht leugnen können. Als weitere Fortschritte hatte ich bereits die Entwicklungen auf agronomischem und ökologischem Gebiet genannt, ganz abgesehen von zwei umfassenden Landreformen.

Der Äthiopier ist für mein Gefühl allerdings ein ganz schlechter Public-Relations-Manager. Die Äthiopier scheinen eher in der Lage zu sein, die schlechten Meinungen über sie zu vertiefen. Von positiven Entwicklungen, die sie zweifellos auch vorzuweisen haben, reden sie am allerwenigsten. Sehr wenig ist auch die Rede von jenem Weißbuch der äthiopischen Regierung, das sich mit den Umsiedlungen aus dem Jahr 1984/85 befaßt. Darin werden zum Beispiel

Fehler, die der Regierung vom Westen häufig zum Vorwurf gemacht wurden, zugegeben.

Manche Entwicklungen in Äthiopien sind sicherlich umstritten. Die Verdörf erungspolitik (Villagization) ist hierfür ein Beispiel. Sie wurde zunächst mit ungeheurer Anstrengung vorangetrieben und zwar mit Blick auf die Verdörferungspolitik in Tansania. Dort allerdings ist vieles wegen ökonomischer und soziologischer Schwierigkeiten schiefgegangen und hat nur geringe Erfolge gezeigt. Ob man allerdings die notwendigen Konsequenzen daraus gezogen hat und die Fehler, die in Tansania gemacht wurden, hier unterlassen hat, ist mir bislang zu wenig bekannt. Ich weiß nur, daß man diese Verdörferung sehr unorganisch und zum Teil ungeplant angegangen ist - eher am Schreibtisch entworfen als der Natur angepaßt. Daß Verdörferung in der Struktur der äthiopischen Gesellschaft in Zukunft eine wichtigere Rolle spielen muß, ist bei vielen Wissenschaftlern unbestritten. Die Zusammenlegung verstreuter Gehöfte und die Herausbildung dörflicher Strukturen hat sich ja auch in Europa vollzogen, wengleich über einen Zeitraum von 200 bis 300 Jahren.

Sind Sie der Ansicht, daß Äthiopien längerfristig in der Lage sein wird, sich aus eigener Kraft aus der Unterentwicklung zu befreien? Welche Bedeutung kommt Ihrer Meinung nach Hilfeleistungen von außen zu?

Um den ersten Teil Ihrer Frage zu beantworten: Nein, ich bin davon überzeugt, daß das Land weder über ausreichende finanzielle Mittel noch über die erforderlichen Rohstoffe verfügt. Äthiopien ist ein ausgesprochen rohstoffarmes Land, und es ist nicht unabhängig genug, einen solchen Schritt im Alleingang zu schaffen. Es wird anderweitiger Hilfestellungen zum Aufbau einer ökonomisch gesunden Grundlage bedürfen, und es ist mein Bestreben, jede von Form von Neokolonialismus, das heißt von Hilfe, die auf Bedingungen beruht, anzugreifen. Zum erstenmal wird hier über das nachgedacht, was der ugandesische Staatspräsident bei der Staatsgründung in Äthiopien betonte, daß nämlich die afrikanischen Länder eine afrikanische Ökonomie hätten und wieder beginnen müßten, miteinander - ungeachtet der verschiedenen politischen Systeme - Handel und Wirtschaft zu betreiben. Ich würde es begrüßen, wenn dieser Prozeß nicht von außen durchbrochen, sondern vielleicht sogar unterstützt wird durch einen freien Handel, der diese Länder nicht ausnimmt, sondern ihnen tatsächlich etwas gibt. Man könnte ihnen etwa dadurch eine Stütze sein, daß man die Produkte vielleicht etwas teurer als üblich abkauft. Unter solchen Voraussetzungen könnte ich mir vorstellen, daß das Wirtschaftssystem in Äthiopien, ähnlich wie in anderen afrikanischen Ländern, Schritt für Schritt wieder auf die Beine kommt.

Oft wird die Befürchtung geäußert, daß umfangreiche Unterstützungs- und Hilfsmaßnahmen für die Länder der Dritten Welt die Regierungen in den Entwicklungsländern dazu verleiten, sich aus der eigenen Verantwortung für die Entwicklung des Landes herauszuziehen. Sehen Sie diese Gefahr auch für Äthiopien?

Diese Gefahr besteht doch nur deshalb, weil wir diese Länder entsprechend erzogen haben. Denn was anderes bedeutet der Begriff „Entwicklungsländer“ als daß es sich dabei um Länder handelt, die sich in einem anderen zivilisatorischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklungsstand befinden als die Industrienationen. Die Welt ist aber heute zusammengeschrumpft zu der einen Welt. In ihr kann sich kein Land mehr völlig eigenständig entwickeln, sondern steht immer auch in Abhängigkeit zu den reichen Industrieländern. Ob wir allerdings tatsächlich so vorbildhaft sind, wage ich, gerade vor dem Hintergrund unserer zerstörten Wälder, vergifteten Flüsse und dergleichen mehr, anzuzweifeln. Ich frage mich auch, welchen Sinn es macht, den Menschen hier den gleichen Rüstungsstandard aufzudrängen.

Wie bewerten Sie Ihre eigene Hilfeleistung und die Projekte von „Menschen für Menschen“ in Äthiopien? In welcher Rolle sehen Sie sich, welche Aufgaben nehmen Sie wahr?

Mein wichtigster Grundsatz lautet: Wir kommen in dieses Land, um zu helfen. Nichts mehr. Es gibt keine wie immer geartete Bedingung, an die unsere Hilfeleistung geknüpft ist. Wir sind politisch unabhängig, wir sind religiös nicht eingebunden, wir sind keinem Wirtschaftsblock angeschlossen. Wir wollen dem Land so helfen, wie es angesichts seiner eigenen Entwicklungsmöglichkeiten am besten ist. Diesen Grundsatz habe ich jedem Regierungsvertreter, mit dem ich Absprachen zu treffen habe, von vornherein mitgeteilt. Zum zweiten glaube ich, daß nicht nur „Menschen für Menschen“, sondern viele der sogenannten NGO's (Non-Government-Organizations), das sind nicht-regierungsgebundene Hilfsorganisationen, für die Regierungen westlicher wie östlicher Länder beispielgebend sein können.

Worin sehen Sie die Vorbildfunktion der NGO's?

Wir bauen eben Projekte auf, die nicht an Bedingungen geknüpft sind. Bei uns steht das aufrichtige Bemühen im Vordergrund, einen Beitrag zu liefern, das Land wirtschaftlich unabhängig zu machen. Genau darauf müßte auch die Hufe von Regierungen gerichtet sein. Die Armut in diesen Ländern ist für uns nicht nur deswegen ein großes Problem, weil wir um ihre Auswirkungen wissen, sondern weil wir uns diese Trennungen in der Weltwirtschaft überhaupt nicht mehr erlauben können. Sie betrifft auch uns wirtschaftlich ganz unmittelbar. Ein relativ gesicherter wirtschaftlicher Wohlstand in allen Ländern der Welt ist für mich eine grundlegende Voraussetzung für das, was ich „Weltfrieden“ nennen möchte. Wenn es diesen nicht gibt, wird es auf der ganzen Welt immer wieder Kriege geben - und seien es Stellvertreterkriege wie gegenwärtig hier in Äthiopien.

Welchen praktischen Beitrag leistet „Menschen für Menschen“ in Äthiopien? Ihre Aktion hat 1981 mit einem Spendenaufkommen von 1,7 Millionen DM begonnen. Mittlerweile ist „Menschen für Menschen“ eine bedeutende Hilfsor-

ganisation geworden mit einem Spendenvolumen von 84,5 Millionen DM, das ausschließlich für Hilfeleistungen in Äthiopien zur Verfügung steht. Wie wurden diese Spendengelder angelegt? Könnten Sie kurz die von Ihnen initiierten und durchgeführten Projekte skizzieren?

Wir haben zunächst mit Nothilfe begonnen. Mit Leuten, die so geschwächt sind, daß sie keine Landwirtschaft mehr betreiben können, kann man kein Projekt machen. Im Jahr 1984/85 lagen unsere Ausgaben für Nothilfe, das heißt für Nahrungsmittel, Zelte, Kleider, Decken und Medikamente bei etwa 11 Millionen DM. In diesem Jahr werden wir für die rund 10 000 Tonnen Getreide, die wir zur Verfügung stellen, ungefähr 3 Millionen DM ausgeben. Diese Getreidelieferung wird von zwei unserer Mitarbeiter begleitet, damit wir eine genaue Kontrolle darüber haben, wo und wieviel Getreide verteilt wird. Der Verdacht ist oft geäußert worden, daß niemand weiß, wohin die Weizenlieferungen gehen, ob sie überhaupt die Bedürftigen erreichen. Zur Beruhigung der Allgemeinheit werden unsere Getreidetransporte daher begleitet.

Neben der Nothilfe haben wir 1982 auch damit begonnen, ein Projekt im Osten des Landes aufzubauen. Wir haben im Januar 1982 etwas versucht, was bis dahin, laut Aussage der äthiopischen Regierung, noch nirgendwo funktioniert hat: Wir haben Halbnomaden und Nomaden als Bauern in einem Tal, das in einem halbwüstenartigen Gebiet liegt, angesiedelt und dort Bewässerungsmöglichkeiten geschaffen, die sich aus dem Grundwasser speisen. Zu einem Großteil können sich die Bauern dort bereits aus eigener Kraft von den Erträgen, die sie erwirtschaften, versorgen. Es leben dort 2 000 Menschen in vier Dörfern. Das ganze ist eine Kooperative, eine Bauerngenossenschaft, mit einer relativ freien Marktwirtschaft. Ich sage „relativ“ frei deswegen, weil die Möglichkeiten, Überschüsse zu produzieren und zu verkaufen, bis jetzt noch sehr gering waren. Wir haben die Farm mechanisiert übernommen und mechanisiert weitergeführt. Wir werden im Zusammenhang damit in Harar, der nächstgelegenen Provinzstadt, ein landwirtschaftlich-technisches Trainingszentrum bauen. Dort soll unseren und ebenfalls den Bauern aus den umliegenden Farmer- und Bauerngenossenschaften die Möglichkeit gegeben werden, eine Ausbildung in agrotechnischen Berufen zu erhalten.

1984 hat „Menschen für Menschen“ in der Provinz Illubabor ein weiteres Projekt aufgebaut. Dieses Projekt hat das Image des Schauspielers Karlheinz Böhm, des guten, heben ehemaligen Kaisers Franz-Josef, gründlich erschüttert. Die politischen Gegner der äthiopischen Regierung haben deutlich Front gegen mich bezogen, denn ich hatte die Entscheidung für dieses Projekt ganz allein zu verantworten. Ich stehe heute nach wie vor dazu und würde auch immer wieder so handeln. Bei meinem ersten Projekt hat man mich noch für den guten Menschen aus Wien gehalten, der den armen kleinen Negerlein helfen will. Aber ich bin nie blinder Idealist und Enthusiast gewesen. Ich war stets Realist und bin es heute mehr denn je.

Ich hatte mir die Umsiedlungsgebiete im Westen des Landes, speziell im Hochland von Illubabor angesehen und festgestellt, daß die Regierung keinerlei Mittel zur Verfügung stellte, mit denen die Menschen sich eine Existenzgrundlage hätten schaffen können. Die aus den Dürregebieten Wollo und Tigre stammenden, neu angesiedelten Bauern hatten weder Zugochsen noch Pflüge noch landwirtschaftliche Geräte. Sie verfügten weder über Kleider noch über Medikamente, Saatgut oder über irgendetwas anderes. Damit stand für mich die erste Aufgabe unseres Hilf sprojektes fest: Ich bot mich an, für die 85 000 Menschen, die dort in 414 Dörfern in einfachen Hütten angesiedelt worden waren, Hilfe zu leisten, ungeachtet der Meinung der westlichen Welt über diese Umsiedlungen. Was anderes hätte ich denn angesichts des Wissens um das Elend der Menschen tun sollen, als humanitäre Hilfe zu leisten? Nebenbei sei erwähnt, daß mir von einer kirchlichen Organisation in der Bundesrepublik auf diese Frage geantwortet wurde: Wären dort 20 000 oder 30 000 Menschen gestorben, hätte es eine Revolution gegeben und die Regierung wäre gestürzt. Für mich steckt hinter diesem Hinweis ein beispielloser Zynismus, den ich mir als Vertreter einer humanitären Organisation nicht erlauben kann und nicht erlauben werde. Wir haben den Menschen konkret geholfen, und ich bedauere das nicht.

In der ersten Phase des Projektes haben wir ihnen gegeben, was sie besonders dringend brauchten: ein medizinisches Notprogramm. In der zweiten Phase werden wir alle 414 Dörfer mit Wasserstellen versorgen, die hygienisch einwandfreies Wasser liefern. Wir werden insgesamt 21 Schulzentren bauen, in denen auch Erwachsenenbildung, unter anderem die Ausbildung in agrotechnischen Berufen, stattfinden wird. Wir werden weiterhin 15 Krankenstationen in diesem Gebiet errichten und 60 Getreidemühlen aufstellen. Vor etwa einem Jahr haben wir in Absprache mit dem Gesundheitsministerium ein gesundheitliches Vorsorgeprogramm begonnen, das uns zumindest in den nächsten vier bis fünf Jahren beschäftigen wird.

Für ein Leben ohne Hunger haben diese Umsiedler einen hohen persönlichen Preis bezahlen müssen. Kann man aus Ihrer Sicht materielle Besserstellung gegen soziokulturelle Entwurzelung aufwiegen?

Diese Umsiedlungen sind in meinen Augen bestenfalls ein notwendiges Übel. Es ist für einen Menschen niemals einfach, seine Heimat zu verlieren und anderswo ganz neu anzufangen, ob es die Schlesier sind, die nach dem Krieg nach Westdeutschland umgesiedelt wurden, oder die Polen, die ins Ruhrgebiet ausgewandert sind, die Algerier, die nach Frankreich zogen und auch die Türken, die jetzt in der Bundesrepublik wohnen. Ein jüngerer wird vielleicht damit eher fertig als ein älterer Mensch. Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, daß die Amerikaner bereits in der Zeit von 1970 bis 1974 in Äthiopien Umsiedlungen für 3 Millionen Menschen geplant hatten und durchführen wollten. Das wären wesentlich mehr gewesen als die 1,5 Millionen Umsiedler, die die jetzige Regierung Äthiopiens in Aussicht stellt. In

den Provinzen Wollo, Tigre und Nord-Schoa sind in einer ersten Phase etwa 600 000 Menschen umgesiedelt worden; das waren ungefähr 9 Prozent der Gesamtbevölkerung. Wenn man einen Bevölkerungszuwachs von fast 3 Prozent zugrundelegt, ist die Bevölkerung innerhalb von drei Jahren um die Zahl dieser Umsiedler nachgewachsen. So gesehen läßt sich das Ausmaß dieser Umsiedlungen relativieren.

Natürlich haben wir in den letzten Jahren viel gelernt. 1988 beginnen wir mit einem Projekt, das Experten als revolutionär bezeichnen. Es handelt sich um ein sogenanntes integriertes ökologisches Rehabilitationsprojekt. Integriert bedeutet, daß das ganze Projekt ausschließlich in Zusammenarbeit mit der Bevölkerung durchgeführt wird. Es geht dabei nicht einfach um Aufforstung oder Terrassierung, um das Anlegen und Regulieren von Wasserreservoirs. Wir wollen vielmehr versuchen, die Bevölkerung von vornherein in die Arbeit miteinzubeziehen und sie zur Eigenverantwortung zu motivieren. Das Projekt ist in der ersten Phase auf fünf Jahre angelegt und wird rund 22,5 Millionen DM kosten. Wir rechnen aber fest damit, daß mindestens 15 Jahre nötig sind, um sichtbare und tragbare Erfolge für die 304 000 Menschen in diesem Gebiet zu erzielen. Ich betrachte dieses Projekt gleichzeitig als Anti-Umsiedlungsprojekt. Wenn es uns dort gelingt, die Natur wieder so herzustellen, daß die Menschen erneut Landwirtschaft betreiben können, dann wird das, kombiniert mit einer Kontrolle des Bevölkerungswachstums, aller Voraussicht nach in Zukunft verhindern können, daß Umsiedlungen stattfinden müssen.

Ihr Konzept lautet demnach: Hilfe zur Selbsthilfe?

Dieses Stichwort ist in der Vergangenheit allzu häufig mißbraucht worden, so daß ich mich davor scheue, es zu benutzen.

Ich möchte noch auf ein weiteres Projekt aufmerksam machen, das wir mit der UNICEF zusammen im Januar 1988 beginnen. Es handelt sich dabei um eine Salzdiodierungsanlage am Roten Meer. Es hat sich im Rahmen unseres Gesundheitsdienstes in Dlubabor gezeigt, daß sehr viele Menschen dort an Kröpfen erkrankt sind. Das einzige, was dagegen hilft, ist-wie in Europa auch - jodiertes Salz. Wir haben mit der Regierung eine Absprache getroffen, daß das von uns produzierte und mit Jod angereicherte Salz nach Hlubabor geliefert wird, um dort wirksame Gesundheitsvorsorge betreiben zu können.

Wie sieht Ihre Zusammenarbeit mit den äthiopischen Behörden konkret aus? Häufig wird der Verdacht geäußert, die äthiopischen Behörden seien eher an Geldgebern interessiert als an Projektträgern, die nach ihren eigenen Vorstellungen handeln. Ist es Ihnen möglich, Ihre Vorstellungen den äthiopischen Behörden zu vermitteln und gewissermaßen auf diesem Weg Einfluß zu nehmen?

Sowohl bei unserem Genossenschaftsprojekt im Erer-Tal als auch beim integrierten Settlement-Projekt in Hlubabor und ganz besonders bei dem ökologi-

schen Rehabilitationsprojekt haben Anlage und Durchführung unserer Projekte schon einige Veränderungen in den Vorstellungen der Technokraten bewirkt, allerdings eher auf fachlichem und weniger auf politischem Gebiet. Nur in dieser Gemeinsamkeit, zusammen mit den Technokraten in den verschiedenen Ministerien und zusammen mit der Bevölkerung, sind tatsächliche Veränderungen zu erreichen.

Vielleicht habe ich eine etwas naive politische Vorstellung, wenn ich meine, daß weder Kapitalismus noch Sozialismus gegenwärtig die Alternativen sind, welche auf die weltwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme die richtigen Antworten haben. Ich bin zutiefst beeindruckt von der Wirtschaftsphilosophie Ota Siks, die dieser in der Tschechoslowakei unter der Regierung Dubcek entwickelt hat. Er sprach sich für eine Liberalisierung des Marktes in gewissen Grenzen aus und forderte auf der anderen Seite eine gesellschaftliche Kontrolle des Wirtschaftsprozesses, eine neue Form des Sozialismus also. Seine Überlegungen enthalten meines Erachtens zukunftsweisende Vorstellungen darüber, wie eine Gesellschaft entwickelt und organisiert werden kann. Daß Dubcek und seine Freunde damals nicht unbedingt auf dem falschen Weg waren, dafür gibt es heute einige Anhaltspunkte in der Politik der Großen der Welt. Mit demokratischen Idealvorstellungen, die ohne eine gewisse Kontrolle des Staates auskommen wollen, wird man kaum in der Lage sein, die Probleme im Zusammenhang mit dem Anwachsen der Weltbevölkerung zu lösen. Wir werden unseren Begriff von Freiheit etwas ändern müssen, ob wir wollen oder nicht. Auf der anderen Seite haben sich reine planwirtschaftliche Modelle ebenso als überholt erwiesen. Insofern befinden wir uns in einem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel. Auch in unseren Projekten können wir keine endgültigen Normen entwerfen, nach denen man künftige Gesellschaften formen kann.

Bei meinem Besuch Ihres Projektes in Illubabor haben mich zwei Beobachtungen besonders aufmerksam gemacht: Zum einen sehe ich die Gefahr, daß sich hier zwei Klassen von Siedlern entwickeln könnten, auf der einen Seite die bisherige, dort ansässige Bevölkerung, auf der anderen die Umsiedler aus den Hunger- und Dürregebieten. Ein anderes Problem stellt sich mir allgemein im Zusammenhang mit der Umsiedlung tausender von Menschen in eine sich bislang ökologisch im Gleichgewicht befindende Region. Könnten sich nicht auch hier auf mittlere oder längere Sicht die gleichen Schwierigkeiten einstellen, wie sie heute in den Dürregebieten vorherrschen, wenn erst einmal die Wälder gerodet werden, um Feuerholz zu erhalten; wenn durch intensive landwirtschaftliche Nutzung Böden abgetragen werden; wenn durch Überweidung ganze Landstriche versteppen?

Ihre Beobachtungen sind richtig. Ihre erste Frage kann ich damit beantworten, daß die erste Phase unseres Projektes in Illubabor, in der es darum ging, den neuen Siedlern eine Lebensgrundlage aufzubauen, nach drei Jahren, das heißt Ende 1988, beendet sein wird. Wir werden uns dann aus der Gebersitua-

tion herausziehen. Von diesem Zeitpunkt an werden die Menschen auf sich selbst angewiesen sein. Wir werden nicht mehr Nothilfe leisten, sondern danach nur noch Schulen, Kliniken und anderes mehr bauen, das heißt wir werden uns ausschließlich auf den Aufbau einer Infrastruktur konzentrieren. Ich bin davon überzeugt, daß sich im Laufe der Zeit relativ schnell eine Angleichung des Lebensstandards zwischen der einheimischen Bevölkerung und den neuen Siedlern einstellen wird, weil beide Gruppen denselben Umweltbedingungen ausgesetzt sind. Das zweite von Ihnen angesprochene Problem, die Gefahr einer ökologischen Zerstörung, sehe ich ebenfalls, heute noch deutlicher denn je. Ich habe das Landwirtschaftsministerium bereits darüber informiert, daß ich in Hlubabor ein weiteres Projekt plane und zwar ebenfalls ein ökologisches Rehabilitationsprojekt. Der Schweizer Geograph Dr. Hurni von der Universität Bern, der unser drittes Projekt entworfen hat, wird uns auch hierbei mit Beratung zur Seite stehen, um weitergehenden ökologischen Schädigungen vorbeugen zu können.

Ist die Arbeit Ihrer Hilfsorganisation eine Sisyphusarbeit im Wettlauf mit der Zeit, die möglicherweise nur bescheidene Erfolge erbringt? Oder anders gefragt: Mit welchen Erfolgen legitimieren Sie den Einsatz Ihrer Spendengelder?

Zunächst möchte ich betonen, daß ich mich schon seit längerer Zeit vom Büchsenklapperer gewandelt habe zu einem Mahner, der, indem er die bestehende Situation in diesem Land beschreibt, gleichzeitig auf Gefahren hinweist, die sich künftig auch in Europa abspielen können. Nicht durch Mitleid, sondern über diesen Weg versuche ich, Spendengelder zu erhalten. Die Menschen in Äthiopien verdienen nicht unser Mitleid. Sie verdienen unser Mitgefühl und unser Mitverständnis. Wir müssen begreifen, daß es in ihrem Schicksal auch um uns selber geht. Dies deutlich zu machen, halte ich für ungeheuer wichtig. Ausgehend von diesem Verständnis hoffe ich, einen Dialog sowohl auf politischer als auch auf menschlicher Ebene zu erreichen. Je stärker dieser Dialog vorangetrieben wird, um so mehr wird man in Zukunft Veränderungen bewirken können.

Solidarität ist ein alter Gedanke der Arbeiterbewegung. Wie müßte Solidarität mit den Menschen in der Dritten Welt aufgrund Ihrer Einsichten praktisch aussehen?

Ob es nun der Arbeiter in einem Stahlwerk ist, der Kumpel, der untertage fährt, ein Straßenbahnschaffner oder ein Beamter, wir alle müssen begreifen, daß alle Probleme dieser Welt auch unsere Probleme sind, denen wir uns nicht entziehen können. Das Wissen über die Ursachen der Armut, vor allem auch über die Ursachen der Umweltzerstörung sollte uns zum Nachdenken über uns selbst und über unsere eigenen Fehler verleiten. Ich würde dafür plädieren, das Wort „Solidarität“ eher durch „Dialog“ zu ersetzen. Wir sind gemeinsam aufgerufen, die Europäer, die Afrikaner, die Amerikaner und die

Asiaten, einander zuzuhören und solche Zustände zu verändern, die mit der Würde des Menschen nicht vereinbar sind.

Zum Schluß noch eine persönliche Frage: Wird dem sozial engagierten Schauspieler nicht manchmal mulmig, wenn er heute in der Rolle eines Chefmanagers einer bedeutenden Hilfsorganisation steht?

Ich habe gar keine Zeit darüber nachzudenken. Das ist kein Bonmot. Meinen ursprünglichen Beruf in Kostüm und Maske werde ich nicht mehr ausüben. 1983 habe ich zum letzten Mal Theater gespielt. Das Theaterspielen ist inzwischen nicht mehr mit meiner Lebenskonzeption vereinbar. Vielmehr möchte ich alles tun und meine ganze Kraft, physisch wie psychisch, die mir noch verbleibt, für mein Engagement hier einsetzen, um eine Lebensaufgabe zu erfüllen, die ich mir selber gestellt habe.